

nächtigen Beschlüsse genehmigt war, dankte den Behörden für den Empfang in kurzen Worten, in denen sie ihre Freude über die Ausbreitung des Reichthums ausdrückte. Dann wandte sie die Majestät des Kaiserthums an, und in feierlichem Stimmungszuge in die Stadt einzufahren.

Der König ging zu einer Verleihung der Orden und Medaillen über. Die Beschlüsse des Reichstages wurden im Reichstagssaal in Gegenwart des Königs, der Königin, der Prinzessinnen, der Fürstinnen und der Mitglieder der Reichstagsverwaltung im feierlichen Stimmungszuge in die Stadt eingefahren.

Der König ging zu einer Verleihung der Orden und Medaillen über. Die Beschlüsse des Reichstages wurden im Reichstagssaal in Gegenwart des Königs, der Königin, der Prinzessinnen, der Fürstinnen und der Mitglieder der Reichstagsverwaltung im feierlichen Stimmungszuge in die Stadt eingefahren.

Zum Abrückungsvorschlag des Zaren.

Die „A. Z.“ gibt unter allem Vorbehalt folgende Erklärung ihres Berliner Korrespondenten wieder. Der Artikel schreibt: Von einem sonst sehr gut unterrichteten russischen Freunde erhalte ich folgende Mitteilung: Vor Kurzem sandte Kaiser Wilhelm den Grafen Wolke mit einem eigenhändigen Schreiben an den Zaren und machte ihm den Vorschlag, daß man dem Kaiser Franz-Josef zu seinem Jubiläum die beiden ostböhmer Provinzen Bosnien und Serewogina zum Geschenk mache, d. h. die Bestimmung des Berliner Vertrages darauf, daß diese Provinzen gänzlich und endgültig der österreichisch-ungarischen Monarchie einverleibt werden können. Wenn der Zar zustimmt, könnten sie dann gemeinsam mit den anderen Signatarmächten des Berliner Friedensvertrages auch deren Zustimmung erwidern. Der Zar hat sofort nach Empfang des Schriftstücks des Kaisers von Deutschland den Minister des Auswärtigen Grafen Arnauvic und nach Befehlen des Oberprokurator Pobodonozow zu sich berufen und mit ihnen über diesen Vorschlag Kaiser Wilhelms beraten. Nach diesen Beratungen theilte Arnauvic dem Grafen Wolke mit, daß die Mission keinen günstigen Erfolg gehabt habe. In einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser Wilhelm drückte Bar Nikolaus sein Bedauern aus, daß er in dieser Angelegenheit seinen Wunsch nicht zu erfüllen vermöge. Ausland könne aber nicht ueden, daß Bosnien und die Herzegowina, zwei von Serbien bewohnte Gebiete, endgültig mit Oesterreich-Ungarn einverleibt werden. Daraufhin ließ Kaiser Wilhelms die Angelegenheit fallen.

Das deutsch-englische Abkommen.

Die Erörterungen, welche verschiedene englischeblätter an das Gericht von dem Abschluss einer deutsch-englischen Uebereinkunft geknüpft haben, machen es sehr wahrscheinlich, daß die auch die Worte des Zaren, bei dem die deutsche Botschaft am dem Vaterloople in Hannover gesprochen, und das hierliche Telegramm, das er nach London geschickt, in einem Sinne ausbeuten werden, der ihnen sichtlich nicht innewohnt. Es muß sich zum Beweise des Gegentheils als gänzlich unzulässiger erachtet werden, daß die deutsche Politik den während des „Neuen Kuriers“ begangenen Fehler wiederholt, einen „Umschlag“ nach der Seite Englands hin zu vollziehen. Wenn wir auch die Beilegung von Bestimmungen zwischen Deutschland und England begrüßen wollen, so können wir selbst große Vortheile auf kolonialpolitischen Gebieten nicht erlangen, wenn wir die Rechte einer „Störung“ unserer vormaligen traditionellen Beziehungen zu anderen europäischen Mächten zu erlassen. Der Schwerpunkt unserer Politik bleibt in Europa; unsere Verchiebung konnte nur die Folge haben, unsere europäische Stellung zu schwächen und damit auch unsere Kolonialpolitik des unentbehrlichen Nachschubs zu berauben. Wir glauben auch, daß die seltene Bekanntschaft der Verhandlung politischer Mächten mit handelspolitischen Problemen gemacht worden sind, eine ernste Warnung enthalten. Nicht minder versteht, wie die damals beschriebene Politik, wäre es denn jetzt für kolonialpolitische Erörterungen — und seien sie noch so werthvoll — unsere allgemeinen politischen Beziehungen den Einfluß abgeben sollten. Uebrigens ist hier und da aufgelauchte Vermuthung, daß das Abkommen einen Verkauf der Delagoabai, sowie die Abgrenzung der Togolonie nach dem westlich davon belegenen britischen Gebiet zu betrifft, nach den Informationen der „Berl. Neuest. Nachr.“ unrichtig. Erwähnen möchten wir noch, daß bereits vor einigen Monaten verlaute, England wolle Sanibar an Deutschland abtreten.

Berliner und Londoner Korrespondenten haben verklärt der Meinung Ausdruck, daß bei dem englisch-deutschen Abkommen der Kernpunkt sei, im Falle einer Schwächung der Friedenskonferenz und etwaiger sich darstellender ergebender Verhandlungen gegenständig sich diese zu gewähren und Wiederbekehrung zu haben. Was an diesen Kombinationen richtig ist, läßt sich vor der Hand nicht entscheiden. Der „A. Z.“ verzeichnet in dieser Hinsicht folgende Mitteilung aus London:

erzählt worden, welche eine formale gegenseitige Unterzeichnung zur Folge zu haben und die Unterzeichnungs-Konferenz vitale Fragen heraus beschwört.

Und das „Hilfs-Zeitung“ sendet uns bei Schluß der Verhandlung das folgende Telegramm aus Berlin:

Von hiesiger Seite wird uns die Meldung der „Ball Mail Gazette“, wonach zwischen Deutschland und England ein Einverständnis erzielt worden sei, nicht als abgeschlossen, voll und ganz betätigt. Es betrifft nur die Angelegenheit, daß der Kaiser dem Kaiser Friedrich in Hannover den englischen Militärdienst in ganz bevorzugender Weise aussehe.

Diese „heroische Auszeichnung“ kann auch lediglich eine Folge der Freude des Kaisers über die Schlacht bei Omdurman gewesen sein. Man wird über den Inhalt des Abkommens sicherlich bemächtigt nachhaken; die bisherigen Vermuthungen scheinen somit und besonders den Nagel nicht auf den Kopf zu treffen.

Zur Dreifus-Affäre.

Die Ereignisse in Frankreich überführen sich. Seit der Verhaftung und dem Sentenzmal des Obersten Henry vergeht kein Tag ohne eine sensationelle Wendung. Das Verhängnis Deutschlands zu der ganzen Dreifus-Affäre wird sich treffend wie folgt charakterisirt:

Das den Pariser Vorgängen nur aus der Ferne zu schauende Ausland kommt kaum dazu, sich von dem jeweiligen Stadium der Entwicklung eine genauere Rechenschaft zu geben, weil schon ein neuer Zwischenfall dem Gesammthilde ein ganz verändertes Antlitz verleiht; die Aufgabe des Tagesjournalisten besteht nicht mehr in der Besichtigung der Ereignisse, sondern in der Aufklärung der Verhältnisse, oder noch besser, in der Aufklärung der Verhältnisse, oder noch besser, in der Aufklärung der Verhältnisse.

Die Ereignisse in Frankreich überführen sich. Seit der Verhaftung und dem Sentenzmal des Obersten Henry vergeht kein Tag ohne eine sensationelle Wendung. Das Verhängnis Deutschlands zu der ganzen Dreifus-Affäre wird sich treffend wie folgt charakterisirt:

Das den Pariser Vorgängen nur aus der Ferne zu schauende Ausland kommt kaum dazu, sich von dem jeweiligen Stadium der Entwicklung eine genauere Rechenschaft zu geben, weil schon ein neuer Zwischenfall dem Gesammthilde ein ganz verändertes Antlitz verleiht; die Aufgabe des Tagesjournalisten besteht nicht mehr in der Besichtigung der Ereignisse, sondern in der Aufklärung der Verhältnisse, oder noch besser, in der Aufklärung der Verhältnisse.

Die Ereignisse in Frankreich überführen sich. Seit der Verhaftung und dem Sentenzmal des Obersten Henry vergeht kein Tag ohne eine sensationelle Wendung. Das Verhängnis Deutschlands zu der ganzen Dreifus-Affäre wird sich treffend wie folgt charakterisirt:

Die Ereignisse in Frankreich überführen sich. Seit der Verhaftung und dem Sentenzmal des Obersten Henry vergeht kein Tag ohne eine sensationelle Wendung. Das Verhängnis Deutschlands zu der ganzen Dreifus-Affäre wird sich treffend wie folgt charakterisirt:

Die Ereignisse in Frankreich überführen sich. Seit der Verhaftung und dem Sentenzmal des Obersten Henry vergeht kein Tag ohne eine sensationelle Wendung. Das Verhängnis Deutschlands zu der ganzen Dreifus-Affäre wird sich treffend wie folgt charakterisirt:

Die Ereignisse in Frankreich überführen sich. Seit der Verhaftung und dem Sentenzmal des Obersten Henry vergeht kein Tag ohne eine sensationelle Wendung. Das Verhängnis Deutschlands zu der ganzen Dreifus-Affäre wird sich treffend wie folgt charakterisirt:

Die Ereignisse in Frankreich überführen sich. Seit der Verhaftung und dem Sentenzmal des Obersten Henry vergeht kein Tag ohne eine sensationelle Wendung. Das Verhängnis Deutschlands zu der ganzen Dreifus-Affäre wird sich treffend wie folgt charakterisirt:

Die Ereignisse in Frankreich überführen sich. Seit der Verhaftung und dem Sentenzmal des Obersten Henry vergeht kein Tag ohne eine sensationelle Wendung. Das Verhängnis Deutschlands zu der ganzen Dreifus-Affäre wird sich treffend wie folgt charakterisirt:

Die Ereignisse in Frankreich überführen sich. Seit der Verhaftung und dem Sentenzmal des Obersten Henry vergeht kein Tag ohne eine sensationelle Wendung. Das Verhängnis Deutschlands zu der ganzen Dreifus-Affäre wird sich treffend wie folgt charakterisirt:

Die Ereignisse in Frankreich überführen sich. Seit der Verhaftung und dem Sentenzmal des Obersten Henry vergeht kein Tag ohne eine sensationelle Wendung. Das Verhängnis Deutschlands zu der ganzen Dreifus-Affäre wird sich treffend wie folgt charakterisirt:

Die Ereignisse in Frankreich überführen sich. Seit der Verhaftung und dem Sentenzmal des Obersten Henry vergeht kein Tag ohne eine sensationelle Wendung. Das Verhängnis Deutschlands zu der ganzen Dreifus-Affäre wird sich treffend wie folgt charakterisirt:

Die Vertichtung des Mahdistenreiches.

Mehr als dreizehn Jahre sind verfloßen, seit Khartum vom Mahdi genommen, Gordon ermorde worden ist. Jetzt ist er gerächt. Der Sirbar Ritterbar Bafsa hat den Verdiensten in einer großen Schlacht bei Omdurman eine entscheidende Niederlage zugebracht und dadurch dem ganzen Mahdisten Reich den Todesstoß verleiht. Mit Genugthuung wird man es in Deutschland begrüßen, daß dieselbe, der so lange in der Gefangenschaft schmachtete, und über hundertmal in die Kerkern von Umkhamen war, sich nach unter den Lebenden befindet und durch den Sieg Khartumers die Freiheit wiedererlangt hat. So haben die Engländer noch besonderen Grund, sich des Sieges der Engländer zu freuen. Der Kaiser hat, wie wir an anderer Stelle berichtet haben, bereits am Sonntag in Hannover dagegen begrüßt, der englischen Waffenthat eine Huldrigung zuzubringen, und in seiner impulsive Art hat er umgeben an die britische Regierung telegraphisch folgenden Glückwunsch geschickt, in dem er, wie schon öfter, gleichsam influirt den Ton trifft, auf den die Volkseele geföhmt ist. „Ich freue mich aufrichtig, zu dem glänzenden Siege bei Omdurman gratulieren zu können, der endlich den Tod des armen Gordon rächt.“

Das Telegramm des Kaisers erregt natürlich in ganz England die wärmste Befriedigung. Der „Times“ sagt: Die Hofstadt des Kaisers, welcher mit der üblichen freundschaftlichen Promptheit seine Glückwünsche telegraphisch hat, drückt zweifellos den Gedanken aus, welcher zuerst in der Brust der meisten Engländer aufsteigt, indem sie erklärt, daß der glänzende Sieg endlich des armen Gordons Tod rächt.“ Ebenso wird die Rede, die der Kaiser in Hannover gehalten, allerorts mit sympathischer Genugthuung aufgenommen. Man soll sich in London jedoch hüten, solche Hoffnungen daran zu knüpfen. Wir können darauf an anderer Stelle unserer Blattes näher zurück. Einmalige Londoner Blätter gratuliren Khartumer sowie auch Cromer entusiastisch zu dem großartigen Erfolge und erwarten daher dauernde Vorteile für das englische Prestige in Afrika und anderswo. Der „Times“ zufolge soll der Sudan vorläufig unter militärischer Verwaltung gestellt werden.

Ueber die Einzelheiten des bestrittenen Kampfes liegen im Anblich an unsere geistigen Mittheilungen noch mehrere sehr interessante Nachrichten vor:

Alle Kriegsreporterenden erklären die Schlacht bei Omdurman für die romantischste der Geschichte. Die todgewandten Opfer der Dervische war der Gegenstand einstimmiger Bewunderung. Veleicht 15000 von ihnen liegen auf dem Schlachtfeld. Um 10 Uhr eröffnete die englische Artillerie das Feuer, das von den Dervisch-Schützen beantwortet wurde. Zahlende von Dervischen trafen von der Höhe herab und verließen den Ort. Die Dervische schickten die Dervische auf die britische Front. Ein tödtliches Feuer von vier Brigaden setzte sich buchstäblich vom Erdboden hinweg. Die Briten trafen sich in hundert Meter vor den Dervischen. Die Engländer und die Dervische ritten aufeinander zu. Ein Viehherd schickerte die Dervische. Dann unternahm sie einen wilden Waffentanz auf die britische Front. Ein tödtliches Feuer von vier Brigaden setzte sich buchstäblich vom Erdboden hinweg. Die Briten trafen sich in hundert Meter vor den Dervischen. Die Engländer und die Dervische ritten aufeinander zu. Ein Viehherd schickerte die Dervische. Dann unternahm sie einen wilden Waffentanz auf die britische Front. Ein tödtliches Feuer von vier Brigaden setzte sich buchstäblich vom Erdboden hinweg. Die Briten trafen sich in hundert Meter vor den Dervischen. Die Engländer und die Dervische ritten aufeinander zu. Ein Viehherd schickerte die Dervische. Dann unternahm sie einen wilden Waffentanz auf die britische Front.

In einem späteren Telegramm sagt der Sirbar:

Kapitan Calvert und Lieutenant Grewell vom Warwickshire Regiment sind gefallen, mehrere Offiziere verwundet. Die Sanitäts-Kommission des britischen Heeres ist in der Nähe von Omdurman und 21 Vermundete. In London berüchtigt immer Jubel. Der Dervisch-Sieg wird als beendet, der Sudan als wiedererobert. Man hofft noch auf die Gefangennahme des Khartumer. Gordons Statue am Trafalgar Square wird sehr höher sein, als die von Lord Nelson. Die Dervische bringen dem endlich getödteten Soldaten vor dem Denkmal eine Ovation. In den Klubs bildet der Fall Khartums den ausschließlichen Gesprächsstoff. Die brillante Zeitung des Sirbars erobert allgemein enthusiastisches Lob.

Nach einer früheren Meldung begreifen sich die englischen Verluste auf 23 Gefallene, Subalternoffiziere und Mannschaften, von denen 19 auf das 21. Kanonenregiment entfielen, 99 Mann sind verwundet, unter denen 12 Offiziere sich befinden. Die englischen Truppen hatten 21 Mann Tödtete und 230 Verwundete. Von den Mahdisten sind gegen 15000 Mann auf dem Plage gelieben.

Eine weitere Depesche des Sirbars schließlich lautet folgendermaßen:

Der Held der Streitmacht des Khartum hat sich ergeben. Ich habe jetzt eine große Anzahl gefangener Kavallerie und Kanonenbatterien, auch noch der Verlust des Khartum und seiner Führer, welche nur 140 Mann stark mitführen und nach Khartum ziehen. Ich behalte Khartum. Die Stadt liegt total in Trümmern, nur die unteren Teile der Häuser stehen noch. Die Bevölkerung ist sehr gering, Khartum hat sich nach dem Omdurman ergeben. Es herrscht ein untrüblicher Geist in der Stadt. Alle europäischen Gefangenen einschließlich Zerezi, Grigolini, Joseph Magnoiti und eine Anzahl Griechen wurden befreit und sind wohl. Danach ist also auch Khartum in der Gewalt der Engländer.

Nach dem Kriege.

General Faudenes hat sich dahin ausgesprochen, es bedürfte, um die Wiederherstellung der spanischen Oberhoheit auf den Philippinen zu sichern, einer kühnen Besatzung von 60000 Mann, sowie eines zahlreichen Kriegsmaterials und einer Flotte.

Der spanische Vizekönig Sagasta vertritt im Senats ein Defekt, durch welches die Regierung ermächtigt wird, im Parlament eine Geheime Einigung, welcher der Regierung Vollmacht erteilt, die Souveränität Spaniens über den Kolonialgebiet gemäß den Festlegungen des Präliminar-Friedensvertrages aufzugeben. Die Vertichtung erfolgte dann in geheimer Sitzung.

Oesterreich-Ungarn.

Zur Gage.

Das Magnatenhaus hielt gestern Nachmittag eine Sitzung ab, in welcher ein königliches Mandat betreffend die Verlegung...

Telegramme.

Cejahausen, 5. Septbr. In dem Trinkspruch, den der Kaiser in dem heutigen Paradenbuch nach dem Ansprache des...

Berliner Chronik.

Vorfälle. Die die Waffsag. meldet, hat die Verabschiedung zweier Offiziere des 1. Garde-Regiments in Potsdam...

Aus Nah und Fern.

Der Kaiserin Friedrich ist gestern Vormittag in Cronberg ein Unfall zugestoßen, der glücklicherweise noch glänzend ablief...

Volksmärkte.

Schlachtviehmarkt in fied. Viehboje zu Halle am 5. Septbr.

1. Torgau, 5. September. (Kaiserliche Anerkennung.)

1. Wittenberg, 5. September. (Panik im Theater.)

W. Erfurt, 5. Sept. (Strohhäcker.)

W. Weihenhausen, 5. September. Bericht auf die Sedantier.

Congresse und Ausstellungen.

Breslau, 5. Septbr. Der hier tagende 3. Delegirtenkongress des Bundes...

Heer und Marine.

Die telegraphisch aus München gemeldet wird, verließ der Kaiser gelegentlich der Hattfelder Parade seiner Schwester...

Tod-Fälle.

Berlin, 5. September. Der General der Infanterie v. Winterfeldt...

Weiter-Aussichten auf Grund der Berichte der deutschen Seewärter.

Table with columns: Schiff, Tonnage, Abreise, Anreise, etc. listing various ships and their movements.

Volksmärkte.

Volksmärkte.

Volksmärkte.

Volksmärkte.

Volksmärkte.

Volksmärkte.

Volksmärkte.

Volksmärkte.

Volksmärkte.

Volksmärkte.

Volksmärkte.

Volksmärkte.

Volksmärkte.

Elberfeld, 5. Septbr. Auftrieb: 700 Stück Großvieh, 110 Schweine...

Hannover, 5. Septbr. (Central-Schlacht und Viehboje.)

Leipzig, 5. Septbr. Telegramm.)

Markberichte.

Central-Zelle der Preussischen Landwirtschaftskammer.

5. September 1898.

a) für inländische Getreide in Mark pro Tonne gegelt worden:

Table with columns: Getreide, Preis, etc. listing various types of grain and their prices.

b) Nach provinzieller Gemittelung:

Table with columns: Provinz, Preis, etc. listing prices for different provinces.

Waaren- und Produktberichte.

Getreide.

Hamburg, 5. Sept. Weizen loco maste. böhmisches loco...

Wollen.

Wien, 5. Sept. Wollen loco bestritten...

Rohwolle.

Wien, 5. Sept. Rohwolle loco bestritten...

Wolle.

Wien, 5. Sept. Wolle loco bestritten...

Wolle.

Wien, 5. Sept. Wolle loco bestritten...

Wolle.

Wien, 5. Sept. Wolle loco bestritten...

Wolle.

Wien, 5. Sept. Wolle loco bestritten...

Wolle.

Wien, 5. Sept. Wolle loco bestritten...

Wolle.

Wien, 5. Sept. Wolle loco bestritten...



(Nachdruck verboten.)

Das Geheimniß von Birkenried.

8) Roman von Carl Ed. Klopfer.

„So weiß ich, daß Frau Gräfin ſchon nach den erſten fünf Jahren, in denen Sie den Namen Morawinski trugen, nichts fehnlicher gewünſcht hätten, als ſich von ihm trennen zu können,“ fuhr Hermann fort. „Aber da hatten Sie bereits einen Sohn. Und die Schmach, welche die Gattin an der Seite jenes Mannes nicht dulden wollte, mußte die Mutter ſeines Kindes ertragen. Nach achtfähriger Ehe hielten Sie das zweite Kind in den Armen, und nach weiteren vier Jahren das dritte.“

„Ich Thörin betrachtete damals dieſe Kinder als Geſchenke des Himmels — mir zum Troſte geſandt,“ flüſterte die Gräfin, als ſpräche ſie mehr zu ſich ſelbſt. „Und doch waren ſie eigentlich nur die Ketten, die mich in mein Martyrium ſchmiedeten. Hätte ich weniger an ihnen gehangen, hätte ich es über's Herz gebracht, ſie zu verlaſſen, ſo wäre ich früher von dem Unſeligen erlöſt worden, deſſen Verderben ich ja doch nicht aufhalten konnte.“

„Da es Knaben waren, wären ſie bei einer gerichtlichen Scheidung dem Vater zugeſprochen worden,“ beſtätigte Hermann, „denn damals galt ja Herr v. Morawinski — wenigſtens den Behörden gegenüber — noch als ein Ehrenmann.“

Die Frau biß ſich auf die Lippe. Dann nahm ſie die Erinnerungen an ihre Kinder wieder auf. „Gott hat mich ſchwer geſtraft für meinen Irrthum. Wenige Wochen nach der Geburt meines jüngſten Kindes raffte ein tödtlicher Tod die beiden älteren Knaben dahin; in meinen Armen mußte ich die Aermſten an der Bräune erſticken ſehen, ehe der Arzt ein- treffen konnte — und Bogumil feierte zur ſelben Stunde in der Stadt eine ſeiner würdigſten Orgien im Kreiſe ſeiner ſauberen Geſellſchaft.“ — Ein Schauer des Ekels durchzuckte die alte Dame bei dieſer Erinnerung. — „Zwei Jahre ſpäter war es ſo weit mit ihm gekommen, daß ich endlich auf die Trennung von ihm bringen konnte, ohne ihm das mir ge- bliebene Kind überlaſſen zu müſſen, denn nun ſtand der Name des Grafen Morawinski als der eines Verbrechers am Pranger. Es gelang ihm, zu entfliehen, ehe man ihn verhaftete — um ſo beſſer, dachte ich, ſo wickelten ſich die Scheidungsformalitäten vor der Behörde raſch ab und mir blieb wenigſtens die letzte Schmach erſpart: den Vater meines Knaben im Zuchthauſe zu ſehen. — Aber mein Leidenskelch war noch nicht völlig geleert; wenige Tage nach der Flucht meines Mannes verlor ich auch mein letztes Kind.“

Sie drückte die Hände vor's Geſicht und kämpfte die Bewegung nieder, die da ihre Bruſt erſchütterte. Hermann trat ihr jetzt einen Schritt näher.

„Der Knabe hieß Wladimir, nicht wahr? Er iſt, wie es heißt, in dem See ertrunken, der zum Gute Kochanowka des Grafen Morawinski gehörte, während Sie im Begriff waren, dieſe Beſitzung zu verlaſſen und mit dem zweijährigen Knaben zu Ihrem erlauchtem Vater zurückzukehren?“

„Auch das wiſſen Sie? Und — von Morawinski ſelbſt?“ — Aber ja, ja, er kann es ja erfahren haben. Er ſoll ſich damals zunächſt nach Paris gewandt haben, und es mag ihm gelungen ſein, mit einigen ſeiner früheren Genossen in Verbindung zu bleiben. So war es wohl?“

Hermann nickte flüchtig. „Die Leiche des Kindes wurde nicht gefunden, wohl aber die ſeiner Wärterin, die ſich in der Verzweiflung dem Knaben nachgeſtürzt haben ſollte, entweder um ihn zu retten oder um eben Selbſtmord zu verüben, da ſie das ihr anvertraute Kind verloren ſah. So konnte man wenigſtens annehmen.“

„Sie ſind gut unterrichtet. Ja, ſo war es — o, mir lebt jede Einzelheit noch mit ſchrecklicher Deutlichkeit im Gedächtniß. Es war an einem milden Aprilmittage nach einer Woche ſtürmiſchen Frühlingswetters — auf Kochanowka war Alles gepackt — ich wußte ja bereits durch die Nachbarn, was es dieſmal mit dem Fernbleiben meines Gatten für eine Bewandniß hatte — er war ſeit drei Tagen auf der Flucht. Ich wagte es, von einer ſchönen Zukunft zu träumen — ich wollte Alles hinter mir laſſen, die Abwicklung meiner Scheidungsſache durch den Anwalt beſorgen laſſen — und fort, fort von dieſem Kochanowka, das mir vierzehn Jahre lang eine Hölle geſehen — es gehörte uns von Rechtswegen auch ſchon lange kein Stein und kein Haln mehr darauf.“

An dieſem Nachmittag lag ich,“ fuhr die Gräfin fort, „erſchöpft nach den namenloſen Aufregungen des vergangenen Tages, an dem mir über das Verbrechen Bogumil's Gewißheit verſchafft worden war, auf dem Ruhebett. Wladimir ſtürzte mich mit ſeinem kindlichen Muthwillen, darum nahm ihn Febronia, ſeine frühere Amme, hinaus — auf einen Spaziergang in die nächſte Umgebung; es war ja ein ſo herrlicher Tag. — Die Unglückſelige war ſchon früher mehrmals im Garten eingeſchlafen und der Knabe davongelaufen. Darum war ihr der Weg nach dem Kochanowkaſee ausdrücklich verboten worden. Dieſer See, der vom Volksmunde als unergründlich bezeichnet wird, war um dieſe Jahreszeit über ſeine Ufer getreten und überſchwemmte das Geſtrüpp, das ſonſt eine Art von Schutzhecke um ihn bildete. — Wie es nun ſo kommen mußte, wie Febronia ſo leichtfertig ſein konnte, den Knaben aus den Augen zu laſſen, wie die Sache überhaupt zuging — das wird kein Menſch mehr ergründen. Als ich, nach mehrſtündigem Schlummer erwachend, in Sorge um die ausbleibende Dienerin die Leute nach ihr aushickte, findet man die Pflichtvergeſſene ertrunken im See, mit den Kleidern in dem überſchwemmten Ufergebüſch hängend, in der einen Hand noch das Hütchen des Kindes haltend. Die Leiche des Knaben aber gab das tödtliche Waſſer nicht wieder.“

Hermann war im Begriff, eine raſche Bemerkung einzewerfen, als er aber die Gräfin ſo in ihren ſchmerzlichen Erinnerungen daſitzen ſah, wollte er ihr Zeit laſſen, ſich wieder auf die Gegenwart zu beſinnen. Sie raffte ſich auch bald auf, ſchob dieſe Reminiſcenzen mit einer energiſchen Geberde gleichſam aus ihrem Gedankenkreiſe und ſagte plötzlich mit eigenthümlich harter Betonung: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's

genommen, sein Wille sei gepriesen — und ich verstehe ihn! Amen.“

„Die Zeit hat Sie über diesen Verlust getröstet, Erlauchter.“

„Ich kam rasch zur Einsicht,“ entgegnete sie, und jetzt war nichts Weichmüthiges mehr in ihrer Rede. „Wäre der Knabe am Leben geblieben, ich hätte ihn der Kirche geweiht und Priester werden lassen, daß er seinem sündigen Vater vor dem Allerbarmer ein Fürsprecher sei. Der Himmel hat dieses Opfer zurückgewiesen, und es war gut so, denn das Erbtheil des väterlichen Blutes ward meinem Sohne in späteren Jahren sicherlich verhängnißvoll geworden. Göttliche Gnade war es, daß Bogumil Morawinski's drei Söhne im unschuldigen Knabenalter hinsanken, unter so deutlichem Eingreifen der Vorsehung, und nur meine damalige Blindheit ließ mich deswegen wider sie hadern.“

„Wie aber, Frau Gräfin,“ fragte Hermann plötzlich, „wenn es sich nun mit einem Male herausstellte, daß Ihr jüngstes Kind nicht ertrunken ist, sondern lebt?“

Sie wies ihn mit einer geringschätigen Kopfbewegung zurück. „Eine müßige Frage! — Oder wäre es das vielleicht, was Sie mir noch sagen wollten?“

„Ich begreife, daß Ihnen der Gedanke daran nicht gleich faßbar. Aber es ist so, wie ich sage, Ihr Sohn Wladimir lebt. Er ist nicht im See von Kochanowka umgekommen, sondern der damals zweijährige Knabe ist entführt worden.“

„Entführt? Von wem?“

„Von seinem eigenen Vater.“

Die Gräfin zuckte zusammen, aber gleich darauf erwiderte sie mit einem verächtlichen Lächeln: „Glauben Sie wirklich an diese alberne Lüge, die man Ihnen aufgebunden hat?“

„Ich muß wohl, denn ich habe die Wahrheitsbeweise in Händen . . . Gestatten Sie mir, Erlauchter, den Hergang so zu schildern, wie ich ihn mir denke. Die Wärterin war im Gebüsch nahe am See eingeschlafen — vielleicht hat anfangs auch das Kind neben ihr geruht; sein Hut, den sie ihm abgenommen, könnte ja dafür sprechen. Der Knabe hat sich dann erhoben, vorsichtig genug, um die Wärterin nicht zu wecken, von der es aus Erfahrung wußte, daß sie sonst seiner Bewegungsfreiheit lästige Schranken gezogen hätte. Er entfernte sich also und begiebt sich auf den nahen Feldweg, der vom Dorfe her, am Herrenhause von Kochanowka vorbei, in das Gehölz und durch dieses nach dem benachbarten Gute führt, das dem intimsten Freunde des Grafen Morawinski gehört. Der Knabe verfolgt diesen Weg, kommt in das Wäldchen und — sieht sich da plötzlich seinem Vater gegenüber, den er schon mehrere Tage nicht gesehen hat.“

„Was dichten Sie sich da zusammen?“ unterbrach ihn hier die Gräfin schroff. „Erzählen Sie Märchen?“

„Keineswegs, ich berichte die Thatfachen, wie ich sie aus dem Munde des sterbenden Grafen Bogumil vernahm.“

„Wie, er wäre an jenem Tage noch in der Nähe von Kochanowka gewesen? Er hätte die Gelegenheit zur Flucht nicht benützt, ehe der Lodzer Kaufmann auf Grund des gefälschten Wechsels seine Verhaftung erwirkte?“

„Erlauchter — dieser von der Hand Ihres Gemahls gefälschte Wechsel befand sich an jenem Tage allerdings schon in der Verwahrung des Amtmanns — Graf Morawinski sowohl wie seine Kumpane wußten eben nur durch den Herrn Amtmann von der vorzeitigen Entdeckung jener Fälschung. Der Amtmann, der später selber wegen sehr unsauberer Machenschaften die Reise nach Sibirien antreten mußte, hatte mehrfache Gründe dafür, dem Grafen Bogumil eigenhändig das Hintertürchen einer Flucht zu öffnen. Aber Herr v. Morawinski konnte von diesem freundschaftlichen Wink nicht sogleich Gebrauch machen,

denn ihm fehlte vorläufig das nöthige Geld zu dem Ausfluge über die Grenze. Seine Freunde, die ihm schon deshalb beispringen mußten, weil sie zum Theil mit ihm in eine der damals — um das Jahr 1865 — in Polen sehr häufigen politischen Verschwörungen verwickelt waren und seinen Verrath zu fürchten hatten, schossen das Geld zusammen, so gut und so eilig es ihnen bei ihrer eigenen Verschuldung nur möglich war. Und Herr v. Morawinski that dem Amtmann indessen den Gefallen, sich in einer Köhlerhütte, die zum Gute seines Nachbarn und vertrauten Freundes gehörte, verborgen zu halten, denn der betrogene Lodzer Kaufmann hatte wegen der Wechselgeschäfte ja schon Lärm geschlagen. — Erathen nun Euer Erlauchter den Zusammenhang?“

„Bogumil fühlte sich sicher genug, in der Nähe zu bleiben?“

„Er war bereits im Begriffe, sich auf den Weg zur endlich gesicherten Flucht zu machen. Am Abend sollte ihn an der Grenzschleibe der Güter das bestellte Wägelchen erwarten; als Kutscher war ein stumpfsinniger Pferdehirt von einem Nachbargut gebunden worden, und Morawinski gedachte natürlich Verkleidung anzulegen.“

„Und Morawinski wäre nun so ungeschickt gewesen, sich auf diesem Wege die Last des Knaben aufzubürden? Er, der das Leben von Frau und Kind auf's Spiel gesetzt hätte, um sich der leichtesten Unbequemlichkeit zu entledigen? Wenn er vor Ihnen mit den Gefühlen des gärtlichen Vaters geprahlt hat, der sein geliebtes Kind mit sich nehmen wollte, so erkenne ich darin so recht den elenden Lügner, der er immer gewesen ist.“

„Frau Gräfin, ich kannte Herrn von Morawinski ebenfalls recht gut und hätte ihm solche Motive der Kindesentführung nicht geglaubt. Er dachte nicht einen Augenblick daran, das Kind zu behalten. Aber er nahm die sich bietende Gelegenheit eines furchtbaren Nachstreiches wider Sie wahr. Sie sagten vorhin, Sie hätten Ihren Gatten im Laufe der Jahre hassen gelernt; da wissen Sie wohl auch, daß er diesen Haß um so glühender und tückischer erwiderte, als er sie immer noch umschmeicheln mußte, um durch Ihre Vermittelung nach und nach jene Unsummen zu erlangen, um die das Vermögen des Grafen Leodegar von Ebersperg geschmälert wurde. Wie oft hatten Sie es ihm ins Gesicht geschleudert, daß nur Ihre Liebe zu dem Kinde es sei, was Sie noch bei ihm auf Kochanowka zurückhielte. Er wußte genau, wann und wo Sie sich juristischen Rath zu der tausend Mal beabsichtigten Ehescheidung geholt hatten und daß man Ihnen gesagt, Sie müßten ihm in solchem Falle nach dem Landesgesetze das Söhnchen überlassen, so lange Sie ihm nicht ein direktes Verbrechen beweisen könnten. Daß Sie jetzt triumphiren, daß Sie das Kind behalten durften — und jubelnd über die Befreiung von der Ehefessel in Ihr Waterhaus zurückkehren würden, schon das allein wäre für ihn ein Sporn gewesen, Alles in Bewegung zu setzen, um Ihnen eine ewig schmerzende Wunde als Andenken zu überlassen. Zudem dachte neue Wuth in ihm über die bestimmte Art, mit welcher Sie kurz zuvor seine Zumnuthung zurückgewiesen hatten, Ihren Vater abermals um finanzielle Hilfe anzurufen — er hätte dieses Geld eben zur Einlösung des gefälschten Wechsels vor der Verfallszeit gebraucht; Sie blieben fest und mußten sich ja auch an die endgiltige Erklärung des Grafen Leodegar halten, daß er keinen Heller mehr opfern werde, und gälte es auch, den Eidam damit — vom Galgen zu retten.“

(Fortsetzung folgt.)

Erlaubt?

Skizze von Egmont.

„Glaubst Du denn, daß eine Lüge jemals durch irgend welche Umstände gerechtfertigt werden kann?“ frug ich meinen Freund Frederic G. Smith.

Zufällig hatte ich Fred am Morgen des Tages, an dem diese Unterhaltung stattfand, im Fahrstuhl des Palmer-Hauses in Chicago getroffen. Hoherfreut, uns nach langer Zeit einmal wiederzusehen, hatten wir uns nicht mehr getrennt, wir hatten zusammen im Hotel gegessen und saßen nun in meinem Arbeitszimmer, gemütlich eine Zigarre rauchend, vor dem eine angenehme Wärme spendenden Kamin.

Schon recht lange waren wir miteinander bekannt, hatten uns vor vielen Jahren in Kalifornien getroffen und bald Freundschaft geschlossen. Fred, ich nannte Smith nach der unter näheren Bekannten in Kalifornien gebräuchlichen Sitte stets beim Vornamen, war Rechtsanwalt dort und mich hatte meine journalistische Thätigkeit damals nach Kalifornien geführt; später waren wir, wie das in Amerika so oft geht, auseinandergekommen, den Einen hatte das Leben hierhin, den Andern dorthin verschlagen.

Nun saßen wir wieder wie in alter Zeit zusammen und unterhielten uns über gemeinsame Erlebnisse, sprachen über alle nur möglichen Themata, gelegentlich zitierte ich einen Ausspruch von George Sand, den Fred nicht gelten lassen wollte, worauf ich die zu Anfang mitgetheilte Frage an ihn richtete. — —

„Dühe mir zu antworten, sagte er:

„Das erinnert mich an eine Geschichte, die sich einst im fernen Westen zutrug.“

Fred hatte, wie viele Leute, die lange Zeit im Westen ein unsteues und von Gefahren aller Art umgebenes Leben geführt haben, die Angewohnheit, nicht immer direkt auf eine derartige Frage zu antworten, sondern statt dessen aus dem reichen Schatz seiner Erlebnisse ein Vorkommniß zu erzählen, wodurch die Frage häufig besser beantwortet wurde als durch eine lange Auseinandersetzung.

Nachdem er sich eine frische Zigarre angezündet und einige Zeit in tiefe Gedanken in das hellbrennende Feuer geblickt hatte, begann er:

„Die Geschichte ereignete sich an einem Ort, den wir damals „Die goldene Schlucht“ nannten. Jetzt hat der Ort auch längst einen ordentlichen Namen erhalten, ist natürlich in jeder Weise zivilisirt, hat Eisenbahnstationen, Bank, Theater zc. zc. — — Na, zu der Zeit trugen wir unseren Reichtum, wenn wir nämlich was hatten, was gewöhnlich nur an einem Tage der Woche, am Lohnungstage, der Fall war, noch im ledernen Gürtel um den Leib geschnallt und waren froh, wenn dann und wann ein Wagen aus der benachbarten militärischen Grenzstation zu uns herüberkam, die Postverbindung war auch sehr unregelmäßig und unsicher.

Mich, wie wohl fast alle Einwohner von der „Goldenen Schlucht“, hatte das Goldfieber dorthin verschlagen. Mit uns arbeitete auch ein Mann dort in den Minen mit Namen Hamilton. Wir hatten ihm gleich am ersten Tage, als er zu uns kam, den Spitznamen: „die alte Jungfer“ gegeben, weil er die diesen sonst ja im Allgemeinen sehr lebenswürdigen Damen meist eigenthümliche bestimmte Weise beim Aussprechen seiner Ansichten hatte und auch in seinen Eigenheiten an diese vielfach belachte Spezies erinnerte. Den Namen behielt er denn auch bis — — bis er fortging. In seiner freien Zeit baute er sich eine kleine Hütte auf, die aber wirklich, im Vergleich mit den von uns errichteten, elegant zu nennen war; das Ding war in zwei Zimmer abgetheilt, der Erdboden, denn einen aus Brettern hergestellten Fußboden hatte es natürlich auch nicht, war mit Bären- und Büffelfellen bedeckt, aus flachen Steinen und einigen Kisten hatte er Sitze gemacht, die mit Fellen belegt uns ebenso bequem und sein vorkamen, wie die Sitze im Damenzimmer des Palace-Hotels in Frisco, dabei hielt er den Raum so rein, daß derselbe stets den Eindruck machte, als walte eine Frauenhand darin.

Zuerst konnten wir den Kerl nicht leiden, wir waren nicht gewohnt, mit Haarbürsten und Pomade zu arbeiten, und ein Schwamm, Brenngänge zc. waren uns unbekannte und verachtete Gegenstände; nachdem er aber einige Zeit mit uns gearbeitet hatte, mußten wir anerkennen, daß er dem besten Arbeiter in der „Goldenen Schlucht“ nicht nachstand. Raum einer von uns konnte die Pickart und Schaufel so sicher gebrauchen und arbeitete so ruhig und gleichmäßig wie er. Als dann auch mit der Zeit sein Bart länger wurde und er sein mädchenhaftes Wesen mehr

und mehr verlor, begannen wir ihn zu achten und nach und nach wurde er der beliebteste Mann in der „Goldenen Schlucht“.

So versüßten mehrere Monate und nun gab es kaum noch irgend Jemand in der Schlucht, der nicht der „alten Jungfer“ Dank schuldete für eine Gefälligkeit, die er ihm bei Gelegenheit erwiesen hatte. Hamiltons mädchenhafte Fertigkeiten zeigten sich als etwas sehr Angenehmes bei kleinen Verwundungen; er verstand es vortrefflich, zu verbinden, und wenn einer von uns einen Fieberanfall hatte, so war Hamilton ein aufmerksamer Pfleger und stets bereit, für den Kranken zu sorgen.

Eines Tages erhielt Hamilton einen Brief von „dahinten“, so bezeichneten wir die östlichen Staaten; der Brief kam aus Omaha, wo sein einziger Bruder gelebt hatte. Mir vertrauten Alle in der Schlucht ihre Geheimnisse an, und da ich nie etwas davon erzählte, hatte ich den Spitznamen „der stumme Freund“ erhalten. So theilte mir auch Hamilton mit, daß der Bruder todt sei und seine Frau krank, Alles, was sie besaßen, hatten sie verloren.

„Ich muß heim“, sagte Hamilton zu mir. „Zim war immer mein Liebling zu Hause. Unsere ganze Familie in Vermont wollte nichts mehr mit ihm zu thun haben, weil er so eine kleine Sängerin geheiratet hatte, die er in einem Ringeltangel kennen lernte. Es war wirklich ein ganz allerliebster, hübsches, kleines Ding und dabei so unschuldig und einfach, wie nur ein braves Mädchen sein kann. Wie es aber so geht, meine Schwestern konnten sie nicht leiden, beleidigten sie und sie wurde dann und fühlte sich sehr unglücklich. Um dem ein Ende zu machen, packte mein Bruder auf und zog nach Westen. Nach kurzer Zeit folgte ich ihm, er blieb aber in Omaha, als ich hierher reiste. Nun ist er todt, ich muß und will irgend etwas für seine Familie thun, was, weiß ich aber noch nicht. Ich begreife nicht, warum er mir nicht geschrieben hat. Das Schlimmste ist, ich habe nicht viel Zeit, ich muß hier wieder an die Arbeit, die ich jetzt nicht liegen lassen kann.“

Am nächsten Morgen reiste er ab und wir Alle wünschten ihm eine glückliche Reise. Es war eben ein Mensch, den Jeder lieb gewann, wenn er ihn länger kannte.

Aber hör' mal, Eg, laß uns erst eine Stärkung zu uns nehmen, meine Geschichte wird länger, als ich dachte, denn das Alles ist bis jetzt so eine Art von Einleitung.“ warf Fred hier entschuldigend ein. Ich goß uns also die Gläser voll mit goldigem Wiskey und mit ihm anstehend sagte ich:

„Fahre nur fort, alter Junge, Du bist ein vorzüglicher Erzähler und ich höre Dir gerne zu.“

„Also“, fuhr Fred fort, „Hamilton war immer ein komischer Kerl, der meistens Sachen that, die Niemand erwartete; eines Tages kam die Postkutsche und in ihr saß unsere „alte Jungfer“ und neben ihr ein kleines, ganz in Schwarz gekleidetes Mädchen. Ein schmales, weißes, ernstes Gesichtchen schaute uns an. Mit sah die Kleine für ihre elf Jahre aus mit ihren großen, müden, dunkelbraunen Augen.

Wie Hamilton erzählte, war seine Schwägerin, die kleine Sängerin, an gebrochenem Herzen gestorben, während er dort war. Er hatte Alles geordnet und da er nicht wußte, was er Anderes thun sollte, so hatte er das kleine Mädchen mitgenommen und wollte es so lange bei sich behalten, bis er nach dem Osten reisen und es dort in eine Schule bringen konnte. Es war ein niedliches Ding und wurde bald unser Aller Liebling, ja, ich glaube, sie wurde von Einigen förmlich angebetet und beherrschte die wilden Gesellen vollständig. Es war ein Sonnenblick, der in die Schlucht gefallen war!

„Sie sah holl'iche zart aus, als Ihr sie hierher brachtet, Jungfer“, sagte Pfannkuchen-Bill, ein schwarzbartiger Kentucker, eines Tages zu Hamilton. „Jetzt macht sie sich aber mächtig heraus!“

Das war auch wahr, die kräftige Gebirgsluft hatte die bleichen Wangen geröthet und das Spielen im Freien hatte Wunder gewirkt.

Einmal, als ich umherstreifte, um ein abhanden gekommenes Maultjier zu suchen, sah ich das Mädchen, es stand auf einem großen Feisstück und rezitierte aus einem Buch, welches sie in der Hand hielt, einen Monolog der Königin aus „Macbeth“. Mit großem Pathos trug sie vor, doch als ich sie einige Zeit beobachtete, merkte ich, daß sie viel Talent hatte. Sie war aber sehr erschrocken, als sie mich sah, und bat mich, ihrem Onkel nichts davon zu erzählen. Sie sagte mir, sie würde leidenschaftlich gern Schauspielerin, aber sie hätte ihrer Mutter auf dem Todtenbette versprochen müssen, nie auf die

Bühne zu gehen. Nachdem ich sie beruhigt hatte, setzte ich mich auf einen Stein und ließ mir von ihr noch allerlei vordekamieren. Sie machte ihre Sache sehr gut und hatte ein ganzes Repertoire, Schauspiel und Lustspiel, aus allen Stücken, die sie je gesehen hatte. So wurden wir gute Freunde und ich ließ ihr Bücher aus dem Osten kommen, die wir zusammen lasen.

(Schluß folgt.)

Allelei.

„Das also ist Landwehr!“ Eine Erinnerung aus dem Jahre 1849. Der Mobilmachung von 1848 war im Mai 1849 eine allgemeine zweite Mobilmachung gefolgt. Auch das Landwehr-Bataillon Burg wurde neu formiert und rückte zur Unterdrückung des Aufstandes in Baden und der Rheinpfalz nach Saarlouis und Saarbrücken. Eine Kompanie führte der ehemalige Premierlieutenant des Infanterie-Regiments Nr. 26, v. Koye. Letzterer ist vor mehreren Jahren als General-Lieutenant und Oberjägermeister gestorben. Des bewährten Mannes hier eingehender zu gedenken, verbietet der Raum, — aber bewährt hat er sich schon in jenen Zeiten, als es galt, unter den Truppen, die nicht verschont geblieben waren von den indisciplinierenden Bestrebungen einer aufrührerischen Agitation, durch Strenge und geschickte Leitung seinen wohlthunenden Einfluß auf Korpsgeist, Gehorsam und Treue geltend zu machen. Die Kompanie Koye war eine Musterkompanie, was von allen Vorgesetzten wiederholt anerkannt wurde. — Das Bataillon Burg hatte den Rückmarsch von Saarbrücken aus über den Hundsrück nach Koblenz beendet. Von dort aus sollte es auf zwei Dampfschiffen nach Köln befördert werden. Das Schiff, das die Kompanie Koye trug, war so klein, daß der gleichmäßigen Belastung wegen eine genau geregelte Verteilung der Mannschaften stattfinden mußte. Die Soldaten mußten während der ganzen Fahrt auf den ihnen angewiesenen Plätzen verweilen. In Köln angekommen, begaben sich, nach erfolgter Ausschiffung und Einquartierung der Leute, der inzwischen avancierte Hauptmann von Koye und die drei zu seiner Kompanie gehörigen Landwehr-Offiziere zum Mittagstisch in das Hotel Ditsch. Dort nahm neben ihnen an der Wirtstafel ein älterer Herr Platz, der offenbar mit lebhaftem Interesse der Unterhaltung der Offiziere folgte. Schließlich wandte er sich an Hauptmann von Koye, stellte sich als höherer französischer Offizier vor und sagte sehr verbindlich: „Ich habe aus Ihrem Gespräch gehört, daß Sie preussische Landwehr befehligen. Ich habe die Fahrt auf Ihrem Dampfschiffe mitgemacht und mit Entzücken die beispiellose Disziplin der Kompanie beobachtet. Das also ist — Landwehr! Ich gratulire!“ Hauptmann von Koye antwortete darauf: „Ich danke Ihnen sehr für Ihre Anerkennung, die, wie Sie verstehen werden, mich gerade von Ihnen doppelt erfreut hat. In der That sind es nur Landwehrleute und Landwehr-Offiziere, die unter meinem Kommando stehen. Aber nicht nur auf dieser Rheinfahrt haben sie sich ausgezeichnet.“ Dabei stellte er dem Franzosen seine drei Lieutenants vor, den einen als Referendarius, die beiden anderen als Kaufleute. Er drückte diesen der Reihe nach die Hand und dankte ihnen für die thätkräftige Unterstützung, die sie ihm während der ganzen Expedition geleistet hatten. — Einen Kommentar zu diesem kleinen Vorfalle zu geben, dürfen wir wohl unterlassen, er spricht durch sich selbst. „Das also ist — Landwehr! Ich gratulire!“ — konnte der Franzose, falls er das Jahr 1870 erlebt hat, auch in Bezug auf die Landwehr-Divisionen von Metz, Straßburg und Belfort sagen.

Von einer geschiedenen Frau erzählt die Monatschrift „Unser Vogtland“ folgende Schurre: „Do giebt e Bauer aff Gräs (Greis) und will sich en Ufen (Ofen) lasen. Unterwegs fährt er over emoll bei sein Gewatter Hansgerg ein, und dar sagt: „Kaf Der ner en Rechelirufen (Regulirufen), nig schennersch sells gar net gaam, do sport mer de halbe Feierring (Feuerung)!“ Wie nu der Bauer zum Ufenhändler kimmt, do fragt a ne de Rechelirufen en mant: „Sell denn des wahr sei, daß mer blus de halbe Feierring braucht!“ — „Ganz gewiß,“ hot der Ufenhändler glagt, un der Bauer hot en fast. Wie er nu derhäm seiner Alten die Geschichte mit der halben (halben) Feierring erklärt hott, stemmt de Gette de Arm nei de Seiten und sagt (er stand nämlich e wing untern Pantoffel): „Si, Du Schoßpißl, Du dummer, was kaafft derr denn do net gleich zwaa, daß mer de ganze Feierring derstarn?“

Ueber sächsische Enklaven wird geschrieben: Zum Handelskammerbezirk Blauen gehören auch die sächsischen Enklaven, also diejenigen Landestheile, welche losgerissen vom übrigen Sachsen außerhalb der Grenze desselben liegen und rings von fremdem Gebiet umgeben sind. Hier Dörfer finden sich in diesen Enklaven: Liebschitz und Laubepresseln in der einen und in den beiden anderen Kückersdorf und Grobsdorf. Sie liegen unweit Gera und Ronneburg nach Weida zu. Gerade in diesen gewissermaßen verpöngten Landestheilen wohnen ungemein treue Sachsen, die so innig an Mutterlande hängen, daß sie z. B. allen Ausgleichsverhandlungen und Versuchen um Abdringung des Gebietes ein stets wiederkehrendes „Nein!“ entgegenstellen, weil sie unter keinen Umständen in einen anderen Unterthanenverband eintreten wollten, weshalb sie auch von

den umliegenden Ortshäufen oft gehänselt und der Großmannsucht als „Königliche“, im Gegensatz zu dem „Großherzoglichen, Herzoglichen und Fürstlichen“ beachtigt werden. Die Frage liegt nahe, wie es kommt, daß diese Gebiete, die ihrer Lage nach zu Weimar gehören müßten, bei der Ländervertheilung durch den Wiener Frieden 1815 Sachsen zugewiesen worden sind. Zugewiesen kann man eigentlich gar nicht sagen. Hier hat mehr der Zufall gewaltet. In den Friedensakten war bestimmt worden, daß die Gerichtsämter Neustadt und Weida an Weimar fallen sollten. Nun lagen zwar jene Orte im Bereich dieser Gerichtsämter, hatten aber ihren Gerichtsstand bei den Herren von Ziegenhirdt in Liebschitz, wie ja früher die Mittergüter meist auch die Gerichtsbarkeit in ihrem Gebiet besaßen, und die Herren von Ziegenhirdt hatten von Alters her ihre Justizgeschäfte beim Gerichtsamte Vorna geführt. Nach dem Frieden wußte man weder in Dresden noch in Weimar, wohin die Dörfer eigentlich gehörten. Die Unsicherheit veranlaßte die Bevölkerung, Erkundigungen über das Unterthanenverhältnis einzuziehen. Von Weimar traf der Bescheid ein, daß man Orte angegebenen Namens in den Alten nicht gefunden habe, diese also auch nicht zum Lande gehören könnten; von Dresden soll erst nach zwei Jahren ein Bescheid eingetroffen sein, des Inhalts, die eingehende Prüfung der Alten habe ergeben, daß die Dörfer trotz ihrer Lage zu Sachsen gehörten. In diesen Enklaven, wo so vieler Herren Länder aneinander grenzen, fällt es gar nicht auf, wenn eine Schule von Kindern aus zwei, drei oder gar vier Ländern besucht wird, und es klingt für den Fremden geradezu spaßhaft, wenn er zu hören bekommt: „Der ist sächsisch, der reußisch, der weimarisch“ u. s. f. So wird beispielsweise die Schule zu Liebschitz von Sachsen, Altensorg und Weimar besucht. Schlimm sind auch die Jäger der verschiedenen Enklaven daran, weil die Fluren oft so dicht beisammen liegen, daß ein Hafe auf sächsischem Gebiete angehoben werden kann, durch reußisches Gebiet hindurchläuft und auf altenburgischem verendet, ohne etwa weit zu laufen. Sie müssen deshalb Jagdarten aller in Frage kommenden Länder besitzen und klagen über zu große Vertheuerung des Vergnügens, helfen sich aber damit, daß sie sich „zusammenthun“ und die Jagdgebiete der in Frage kommenden Fluren gemeinschaftlich pachten. Die Bevölkerung der vorerwähnten sächsischen Enklaven beträgt etwa 1600.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Unter dem Titel „Zwanzig bis Dreißig“ veröffentlicht Theodor Fontane im Verlage von F. Fontane u. Co., Berlin, Autobiographisches und zwar im Anschluß an seine schon früher veröffentlichten Mittheilungen, die mit seinem zwölften Lebensjahre abschließen und den Titel „Meine Kinderjahre“ führen. Es könnte also scheinen, als hätte der Verfasser in seiner Autographie, abschließend oder nicht, eine Lücke gelassen. Dies ist aber nicht der Fall. Denn vielfach ist auf die dazwischen liegende Zeit von zwölf bis zwanzig Jahren zurückgegriffen, andererseits ist, und zwar noch häufiger, darüber hinausgegangen. Dadurch ist der Umfang des Buches zwar sehr gewachsen und Fontane selbst gesteht, daß dieser Umfang unflathhaft sei. Aber er giebt als Erklärung an, daß er mit diesem Bande seine Erinnerungen abschließen wolle und daher Manches aus späteren Lebensjahren in die Darstellung hineingenommen habe. Darin jedoch liegt gerade das Wertvolle des Buches. Denn was er von seinem äußeren Leben erzählt, ist nicht viel und bedeutsam, höchstens können seine Erlebnisse während seiner dreijährigen Dienstzeit im Franzregiment und namentlich während des Jahres 1848 weitergehendes Interesse erwecken, wo der lokale Fontane, damals in der Juny'schen Apotheke in der Neuen Königstraße praktizierend, so sehr vom revolutionären Tumel angefaßt wurde, daß er, um Sturm zu läuten, sogar in den Thurm der Georgenkirche eindringen, und als ihm dies nicht gelang, in die Reihe der Barrikadenkämpfer eintreten wollte. Bedeutend wichtiger sind aber die Mittheilungen von dem geistigen Leben Berlins in jenem Jahrzehnt und dem folgenden, die sich in den fast 300 Seiten umfassenden Schilderungen der literarischen Gesellschaft „Der Tunnel über der Spree“ finden. Dort fanden sich alle die Männer zusammen, die auf literarischem Gebiete eine Rolle spielten, zum Theil noch spielen und mit Interesse verfolgten wir Fontanes Charakterisierungen. Wörtig Graf Strachwitz, Franz Kugler, Paul Hense, Friedrich Eggers, Richard Lucan, Theodor Storm, Leo Goldmann, Heinrich Smid, Hugo v. Blomberg, Schulrath Methfessel, Louis Schneider, George Heffiel, Bernhard v. Lepel, Wilhelm v. Herdel werden meist sehr eingehend behandelt. Von dem späteren fast durchweg in der Gegenwart scharf verurtheilten Kultusminister v. Mülller gewinnen wir ein ganzes Bild und auch in seine eigene Entwicklung und den Wechsel in seinen Anschauungen gewährt uns Fontane manchen tiefen Einblick. Diese Darstellungen sind unstrittig die wichtigsten Partien und sie sichern dem Buche eine hervorragende Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur überhaupt und des geistigen Lebens in Berlin im Besonderen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Tiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.